© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Ein salzburgischer Dichter
des
13. Jahrhunderts.

Von Dr. Franz W. Billner.

Wenn gleich mittelalterige Sprachformen uns etwas fremdartig erscheinen, so möchte doch der Versuch, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf einen Dichter zu lenken, der ohne Zweifel unserm Lande angehört, nicht ohne einigen Erfolg sein. Schon der Umstand ist bemerkenswert, daß in einem geistlichen Fürstentum Dichtungen entstanden, die das Rittertum und die Minne zum Gegenstande hatten. Je trockener die Berichte magerer Chroniken aus jenen Zeiten uns anstarren, um so willkommener treten uns Sittengemälde vor Augen, die von kundiger Hand entworfen sind. Wir sehen Gedankenkreise und Lebensweise damaliger Zeiten zu lebendigen Schöpfungen gestaltet, die in unsern Bergen einen Mann so erfüllten, daß er ihnen in drei umfangreichen Dichtungen Ausdruck verlieh. Und wie sehr Zeitgenossen und Nachkommen in seinen Schilderungen den Zauber gefeierter Vorbilder zu fühlen glaubten, beweisen die zahlreichen Abschriften seiner „Bücher" und selbst eine böhmische Bearbeitung eines derselben. Man suchte die romantischen Abenteuer aus den Werken des Dichters sogar in malerischen Abbildern an den Wänden von Burgsälen, wie zu Runkelstein, zu vergegenwärtigen — eine Ehre, die vor drei oder vier Jahrhunderten gewiß nur wenigen deutschen Dichtern widerfuhr — obwohl solche Malereien ihrer Natur nach nur je einen einzelnen Zeitpunkt der Handlung wiederzugeben vermögen. Der jüngste Versuch endlich, den Dichter für das Land Oberösterreich in Anspruch zu nehmen, versetzt uns in unmittelbare Beziehung zur Gegenwart.

Hier soll nun weder von den Handschriften und ihren Lesearten, von den Versen und ihren Mängeln, auch nicht von den Fresken zu Runkelstein gesprochen werden, sondern von der Heimat des Dichters,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

von seinen Werken oder „Büchern", wie er sie nennt, von den Eigentümlichkeiten der Dichtungsweise in den höfischen Romanen überhaupt und insbesondere unsers Dichters.

Der Dichter nennt sich selbst „Pleiaere", nach späteren Schreibweisen: Pleier, Pleyer. Sein Namen wurde erst seit etwa fünfzig Jahren wieder bekannt, als seine Werke nach und nach aus verschiedenen Archiven zum Vorschein kamen. Der Meleranz wurde 1860 durch Prof. Bartsch vom literarischen Vereine zu Stuttgart herausgegeben; Ferdinand Khull veröffentlichte 1885 zu Graz Tandareis und Flordibel. Unser werter Freund Prof. Walz bearbeitete den Garel und ließ ihn heuer, 1892 auf eigene Kosten zu Freiburg i. B. vollständig ans Licht treten. Erst jetzt, nachdem die drei Dichtungen in guten Ausgaben vorliegen, gewinnt das Gesammturteil über den Verfasser an Halt und können frühere Vermutungen berichtigt werden.

Nach den übereinstimmenden Ansichten der Germanisten gehört der Pleier der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an und zählt zu den höfischen Epikern zweiten Ranges zur Zeit der Nachblüte der Ritterdichtung. Vorausgegangen sind Wolfram von Eschenbach, Gottfrid von Straßburg, Hartmann von Aue, Wirnt von Grafenberg, Bligger von Steinach, der Stricker und Ulrich von Zazikhofen, an die manche Stelle im Pleier erinnert. Er gesteht selbst, daß seine Kunst nicht an die eines Hartmann und Wolfram hinanreicht. Er ist ein Zeitgenosse des steirischen Reimchronisten Ottokar.

Aus den Worten im Eingange zu Meleranz:

Nu hât es sich verkêret gar
je langer so böser jâr.
die liut vil grimmeclichen
lebent in allen rîchen.
es nimt abe an guoten dingen,

hat man gefolgert, daß der Pleier auf die Wirren des deutschen Zwischenreiches anspiele. Stellt man ihn auch auf einen minder weitsichtigen Standpunkt, so waren in unsern Gegenden doch auch die Zeiten des Erzstiftverwesers Philipp von Kärnten, des Erzstiftvogtes Königs Ottokar von Böhmen, des Erzbischofes Rudolf von Hoheneck und der Raubritter traurig genug, um dem Dichter solchen Ausdruck des Unmutes abzuringen. So kann auch im engern Sinne die angeführte Stelle zu beiläufiger Zeitrechnung für des Dichters Lebenszeit dienen. Ja wollte man recht scharfsinnig sein, so käme man auf den Gedanken, der Dichter habe sich absichtlich von der trübseligen Gegenwart abgekehrt und in der romantischen

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Ferne der Artussagen, die ohnehin im Schwange gingen, Befriedung und Erheiterung gesucht.

* * *

Ueber des Pleiers Heimat und Herkunft sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden. Zuerst führte sein Namen auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges mit dem Geschlechte der Grafen von Pleien oder Plain, die man aber irriger Weise nach Steiermark versetzte. Auch Gödecke hält den Pleier noch für einen Steierer. Als man gewahr wurde, daß die Grafen von Pleien 1260 erloschen, zu einer Zeit, da der Dichter erst auftrat, blieb die Möglichkeit übrig, daß er überhaupt mit der Grafschaft in irgend einem Zusammenhang stehen möchte. Da sich aber niemand hervortat, die Herkunft des Dichters aus dieser Grafschaft oder auch aus dem Salzburgerlande nachzuweisen, wurde der Versuch gemacht, ihn für Oberösterreich in Anspruch zu nehmen.

Im Meleranz 12766—12785 sagt nemlich der Pleier, daß ihn der „frum, edel Wimar" zu diesem Buche beraten habe und knüpft daran die Versicherung:

mîn dienest sol im sîn bereit
mit triuwen al die wîl ich lebe
got im saeld und êre gebe,
das wünschet im daz herze mîn.
swa ich var, ich wil doch sîn
sîn getriuwer dienaere.

Daraus folgerten nun Eilhard H. Meyer und Prof. Guppenberger zu Kremsmünster — es ist nicht klar, wem die erste Idee zukömmt — der Dichter sei ein wirklicher Diener, in des Wortes ernster Bedeutung, des Wîmar gewesen. Um nun auf die Landsmannschaft zu schließen, mußte Wîmar als nach Oberösterreich zuständig nachgewiesen werden. Dieß geschah mittels eines harmlosen Taschenspielerstückleins. Da es nemlich um Schärding in jener Zeit auf dem Gute Asing Leute mit dem Namen „Esel" oder auch „Frumesel" gab, nahm man an, die Unsicherheit der Handschriften zur Stütze nehmend, der „frum edel Wîmar" sei eigentlich als „Wimar Frumesel" zu lesen. Prof. Guppenberger im Gymnasialprogramm von Kremsmünster 1871 sagt nun weiterspinnend, „wo der Herr daheim ist, ist es auch der Diener", und hält Schärding ohne weiters für den Wohn- oder Aufenthaltsort Pleiers. Er bringt allerlei Nachrichten über die Esel oder Frumesel bei, zwischen welchen aber vom Pleier keine Rede mehr ist. Damit sollte nun der Dichter für Oberösterreich nicht undeutlich gleichsam erobert werden.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Nun ist aber die richtige Leseart: der „frum edel Wîmar" seit der Herausgabe des Meleranz durch Professor Bartsch im Jahre 1860 seit 32 Jahren bekannt und hätte auch Guppenberger im Jahre 1871 von ihr Kunde haben können. Und wer nur ein Werk des Dichters mit Aufmerksamkeit las und dabei kein einfacher Sylbenstecher war, kann unmöglich aus den soeben angeführten höflichen Redensarten ein wirkliches Dienstverhältniß zwischen Wîmar und Pleier herauslesen, worüber noch in der Folge ein Weiteres beigebracht wird.

Einschubweise wird hier bemerkt, daß die Esel oder Frumesel zu Schärding Salzpfleger oder Aufseher des bairischen Salzverschleißes gewesen sein sollen. Von dem richtigen Wimar sagt der Pleier

ez ist an seinem lîbe gar
swaz ein ritter haben sol

während von der Rittereigenschaft der Frumesel keine Erwähnung geschieht. Der richtige Wîmar möchte wohl ein salzburgischer Landedelmann und der Lehenträger eines der vielen kirchlichen Widem- oder Wimmgüter gewesen sein und davon den Namen geführt haben, der jetzt Widmer, Wibmer und Wimmer lautet.

Im Gegensatze zu den angeführten Vermutungen und irrigen Aufstellungen kam der verstorbene Prof. Pfeiffer zu Wien gleich anfangs auf die richtige Spur. Er fand des Dichters Heimat im Salzburgischen und wies in den Mon. Boica III, 569 für das Jahr 1305 den Namen „Pleyer" nach, worüber Guppenberger schweigt. In dieser Urkunde der Probstei St. Zeno bei Reichenhall bestätigt Heinrich von Staufeneck, der einige Jahre früher Burggraf und Richter zu Raschenberg bei Teusendorf genannt wird, die Widmung eines halben Pfundes Gelts auf dem Blohlehen zu Marzols durch Otto von Mauthausen. Stauffeneck, Marzols, Mauthausen, St. Zeno lagen alle in der alten Grafschaft Pleien oder Plain. Der erste Zeuge der Urkunde ist „Herr Chunrat der Pleyer". „Herren" werden aber in unseren Urkunden im Anfange des 13. Jahrhunderts die angesehensten Dienstmannen der Erzkirche, wie die Uzelinger, Chalheimer, Bergheimer u. a. genannt, und wenn man auch am Ende des Jahrhunderts mit dem Titel „Herr" etwas freigebiger war, so kann der Pleier doch keineswegs „ein sonst namenloser Mann", wie ihn Guppenberger nennt, gewesen sein und gehörte vielmehr dem Ritterstande an.

Verfolgen wir nun den Geschlechtsnamen „Pleyer" der Zeit nach rückwärts, somit aus der deutschen Urkundensprache in die lateinische, aus dem 14. Jahrhundert in das 12., so nimmt er eine etwas veränderte Gestalt an. Wir begegnen da zuerst der Einwirkung der Volkssprache auf

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

die lateinische Schriftsprache. Die im Volksmunde geläufigen Namen: der Mornär, Teisinger, Truchtlaichinger heißen Mornarius, Teisingarius, Trutleichingarius; wenn wir von dem Pleyer eine Urkunde aus dieser Zeit hätten, würde er Pleiarius heißen, wovon in dem verdeutschten „der Pleiäre" noch ein Rest zu erkennen ist. Im 13. und 12. Jahrhundert trit der deutschgestaltete Geschlechtsnamen ganz zurück und der Ortsnamen an dessen Stelle: de Trutleichingen, de Fischach, de Pongau oder Pongowe, de Werfen, de Plaien.

Nun gibt es aber schon im 12. Jahrhundert außer den Grafen von Pleien, Pleigen, oder Plain noch ein Dienstmannengeschlecht gleichen Namens, welches mit denselben, wie begreiflich, zusammenhängt und sie überdauert hat.

Im Jahre 1188 ist Wilhelm, der Castellan von Pleigin, Zeuge zu Reichenhall, daß Erzbischof Adalbert der Probstei St. Zeno zu Reichenhall einen Teil der Zehente von den Neugereuten zu Inzell und Vahendorf schenkt. Hund, metrop., v. Meiller Reg.

Im Jahre 1190 beurkundet Wilhelm Edler von Plain (nobilis quidam), einverstanden mit seinem Bruder Chunrat, er habe ein halbes Bauerngut Vaistenau am Bache Lofer, das er als salzburgisches Lehengut erblich von seinen Vorältern (ex successione parentum) überkommen, dem Erzbischofe freiwillig aufgegeben, der es dann den Nonnen zu St. Peter schenkte. Chron. nov. p. 247, auch bei v. Meiller.

Ein anderer desselben Geschlechtes, Dietmar von Plaigen ist um dieselbe Zeit, im Ausgange des 12. Jahrhunderts Ritter (miles) der verwitweten Burggräfin von Salzburg, Frau Diemud von Surberg, welche viele Liegenschaften besaß und noch andere Ritter in ihrem Gefolge zählte. Mon. boica III., v. Meiller.

Abermals erscheint der vorgenannte Chunrad von Plaigen als Zeuge der Schenkung eines Gutes im Dorfe Alben an die Probstei Berchtesgaden durch Erzbischof Adalbert. Salbuch von Berchtesgaden in: Quellen und Erörterungen. I.

Und im Jahre 1228 ist Willehalm von Pleien zu Müldorf Zeuge in einer Urkunde bezüglich des Patronatsrechtes über die Kirche zu Gasteun. v. Meiller.

Aus andern Quellen können angeführt werden ein Perthold von Plain, Castellan, und Rudolf, dessen Bruder. Die Söhne dieses Castellans sind Perthold, Wilhelm und Chunrad, die beiden vorgenannten; Wilhelm heißt auch Edler von Plain (nobilis de Pl.), Burggraf (purcravius) von Pleigen und gleich seinem Bruder Chunrad procurator de Pleien.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Es begegnet uns also da ein ansehnliches Rittergeschlecht, welches seinen Namen fortführte, nachdem mit Liutold V. 1249 und den Söhnen Conrads II., Otto und Conrad 1260 das Grafengeschlecht erloschen war.

Verfolgen wir nun den Geschlechtsnamen de Pleien, Pleiäre oder Pleyer durch die spätern Jahrhunderte, so trennt den vorgenannten Wilhelm von 1228 nur etwa ein Menschenalter von dem Dichter, dessen Lebenszeit in die zweite Hälfte desselben 13. Jahrhunderts gesetzt wird. Möglicherweise kann er sogar den Anfang des 14. Jahrhunderts erlebt haben] und dann wäre der urkundliche Pleyer von 1305 der St. Zeno-Urkunde etwa gar unser Dichter; weun nicht, ein Sohn oder naher Verwandter. Sein Geschlechtsnamen ist fortan bis in's 16. Jahrhundert in salzburgischen Urkunden nachweisbar.

In den Grabdenkmälern (Landesk. XVI, 506) führt Prof. Walz im Jahre 1436 einen Henricus Pleyer als Klostergeistlichen von St. Peter auf.

Nach P. Wilibald Hauthaler (Landesk. XXX. 15, 16) ist in den Jahren 1495 und '98 ein Hans Pleyer Probst an der Collegiatkirche U. L. F. zu Mülln (bei Salzburg). Wahrscheinlich derselbe ist zwischen 1506—'19 des Erzbischofes Leonhard Sekretär, 1525—'41 f. Protonotar, 1536—'41 f. Rat und stirbt 1541 (Pirckmayers Chartularien), mit dem Beisatze „edel und vest" (Grabdenkm.).

Die Grabdenkmäler (w. o.) nennen 1536 dessen Witwe Anna, geb. Klanner und 1537 deren Sohn Joachim.

Gleichzeitig mit Hans Pleyer lebte Wolf Pleyer, 1523—'27 Mautner zu Werfen (Pirckmayer).

Im Diöcesan-Taxbuche des Consistorialarchives steht Hans Pleyer, (sicherlich der vorgenannte) 1540 als Taxator (P. Wilibald).

Im Jahre 1557 studirte Johannes Pleyer, Salisburgensis zu Bologna (P. Wilibald Hauthaler nach einer Mitteilung des Dr. Knod aus Straßburg).

Für die Jahre 1536, '37, '40, '41 finden sich übereinstimmende Archivnachrichten Pirckmayers in Landeskunde XXV, 39.

Somit ist, da chunradus nobilis de Pleyen schon 1190 von einem Lehengut seiner Vorältern spricht, und ein anderes Geschlecht gleichen Namens hier zu Lande unbekannt ist, der Bestand desselben und zugleich die Rittereigenschaft durch vier Jahrhunderte nachgewiesen.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Man hat aus den drei Versen im Vorworte zu Meleranz

die uns froeude solten bringen,
ich meine die edlen richen,
die lebent unfrôlichen

gefolgert, daß Pleier damit seines niedern Standes im Gegensatze zu dem adeligen gedacht hätte. Hebt man aber nicht blos diese drei Zeilen heraus, sondern würdigt aufmerksam den Inhalt der ganzen Sittenpredigt V. 1—98 über den weisen Gebrauch des Reichtums, so wird ein unbefangener Kritiker gestehen müssen, daß für eine solche Voraussetzung kein Anhaltspunkt zu finden ist, daß vielmehr der Pleier sich den Wert seiner Mahnrede selbst verkümmert hätte, wollte er vom Gegensatze des Standes aus den „edlen richen" in's Gewissen reden.

Es finden sich nun auch noch andere Spuren, die für des Dichters Heimat oder Herkunft aus einem Berglande sprechen, weil sie Bekanntschaft mit der Naturbeschaffenheit desselben bekunden und ihn zu kurzen Landschaftszeichnungen veranlassen, was bei den höfisch-epischen Dichtern selten ist.

Sieht man ab von der allgemein gehaltenen, aber anziehenden Schilderung eines Maimorgens im Walde von Belsalvasch (Garel 3140—3160), die uns an die Maienlust der Minnesänger erinnert, so entwirft er mit wenigen Strichen einige Gebirgsscenerien. So schildert er im Tandareis 8488 f. einen Bergbach:

des wazzers vluz gab grozen schal,
durch das wilde birg es gie,
wen sînen val ein vels verlie
so enpsie es ie der ander.

Im Garel 1160—1164 wird eine befestigte Bergenge mit den Worten beschrieben:

die strâze durch den walt gie,
ein starkiu mûre si bevie,
von zwein steinwenden hoch
das gebirge gen den lüften zoch
ietwederthalb der strâze.

Bekannt sind ferner in dem Alpenvorlande Salzburgs die Moore oder Moose, deren viele erst seit des Pleiers Zeit ausgetrocknet worden sind. Ein solcher Moorgrund wird im Tandareis 5667, 5599 ff. der Schauplatz von Abenteuern. Durch denselben, der „einer raste breit" ist,

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

reitet der Held auf einer „grasigen*) und unbebauten Straße". Der Gegner, ein Riese, von seinem gewaltigen Schwertschlag getroffen, stürzt von der Straße ins Moos (6083) und ertrinkt endlich im „Moosgraben" (6091—6109). Daß, wer ins Moor fällt, versinken und ertrinken müße, ist ein auch heute noch nicht ganz ausgestorbener Glaube, wenngleich die Moore nicht mehr „unergründlich" sind. Aber der Einfall, einen Riesen im Moosgraben ertrinken zu lassen, lag dem Dichter wohl nur deshalb nahe, weil er die Moore aus häufiger Erfahrung kannte.

Das Erzstift und sein Nachbar Berchtesgaden, von Feinden umgeben, suchten sich durch Natur und Kunst vor deren Einbruch zu schützen. Vesten an den Landesgränzen, Türme und Talsperren, Klausen genannt, die später „Päße" heißen, wurden errichtet. Schon in der Lebensbeschreibung Erzbischofes Conrad I. (1106—1146) wird von der Veste und Klause zu Werfen gesagt: bis hieher kommst du und kannst nicht weiter. Zur Zeit des Pleier waren auch der Hallturm mit seiner Mauer, der berchtesgadensche Talschluß am Larosbache und der Turm mit Tor am Reutmaiergraben herwärts Schellenberg, sämmtlich im Umkreise des Untersberges, schon vorhanden. Ihrer Lage und leichten Vertheidigung wegen blieben sie ein Augenmerk der Bevölkerung und galten als Landespforten. Auch im Pleier verschließen sie die Gränzen der Länder und ihre oftmalige Erwähnung ist wohl ein Beweis der Wichtigkeit, die er ihnen beilegt. In allen drei Werken des Pleiers werden Klausen bevorzugte Kampfstätten, so im Meleranz 4534 und 5056 ff., im Tandareis 6176, 6200, im Garel 1160—'64, 5483 und 11000 ff.

Im Garel 9265 ff. wird das schreckliche Haupt auf dem Schilde Vulgans, nachdem dieser erlegt worden, in ein wildes Land geführt, die „Satelleg" genannt, an das vier Meere gränzen, und dort versenkt. Als es auf den Grund gekommen war,

daz mer huop sich von grunde
wüeten es begunde
— — — — — —
daz mer dâ wüetet ze aller zît. 9274

E. H. Meyer sagt zu dieser Stelle, er glaube darin die Salzburgergegend zu erkennen. Die vier Meere, die an der „Satellege" zusammenstoßen, seien der Traun-, Kammer-, Wolfgang- und Mondsee, von denen zwei noch immer wüten. Nennen wir, um dem aus der Vogelansicht gewonnenen Landschaftsbilde näher zu kommen, den Chiemsee, Waginger-

*) Grassenwegen, vormals „grasigen Wegen" war ein Gutsnamen bei Kuchl und ein Flurnamen bei Utendorf im Pinzgau.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

see, den Matsee und Abersee, die wenn stürmisch erregt, ihre Opfer fordern, so begränzen diese seit alter Zeit das „wilde Land", das salzburgische Gebirge. In des Dichters Vorstellung wird das Gebirgsland zu einem einzigen großen Bergsattel um welchen die Meere oder Seen herumliegen. Diesem Landschaftsbilde liegt ein richtiger Ueberblick der Nordseite des Salzburgerlandes zu Grunde, den der Pleier vom Untersberge oder Gaisberge aus leicht gewinnen konnte. Guppenberger meint, der Salzpfleger Frumesel habe bisweilen Geschäftsreisen nach Salzburg gemacht und nach der Rückkehr seinem Diener die Herrlichkeiten der Rundschau beschrieben. Wir wissen zwar nicht, ob Frumesel auch Zeit und Lust zu touristischen Ausflügen auf Bergeshöhen erübrigt habe, was damals für Fremde ganz ungewöhnlich war, zweifeln aber jedenfalls stark, ob er als Flachländer auch diese etwas poëtische Vorstellung von einem Bergsattel und Kunde von den Satteleckgütern im Pongau und Pinzgau habe erlangen können. Denn die Bezeichnung „Satellege" ist nicht, wie E. H. Meyer voraussetzte, aus verschiedenen deutschen Ortsnamen geschöpft, sondern kommt im Gebirgslande, wo ein Bergsattel nichts seltenes ist, öfters vor. In der Fritz, Pongau, werden um 1300 zwei Güter-, Hinter- und Vordersatteleck genannt, ein anderes Satteleckgut lag im Pinzgau, im Amte aus der Alben. Möglicher Weise hatte der Pleier oder sein Freund, der Wîmar oder Wimmer eines oder das andere vom Erzstifte zu Lehen.

Ist man geneigt aus dem Namen der Satteleckgüter auf einige Bekanntschaft Pleiers mit Oertlichkeiten in unserm Gebirge zu schließen, so darf auch der Name „Purdan" im Garel herangezogen werden. Aus den Lehenbüchern ist ein Besitz „Purdansseiten" im Pongau, somit in der weiteren Umgegend der Satteleckgüter, bekannt geworden. Der Name bezeichnet eine Talseite, die einem Purdan, der nicht weiter bekannt ist, gehörte oder von ihm zuerst urbar gemacht wurde. Er mag ein Zeitgenosse des Dichters gewesen sein, denn hundert Jahre später trägt dieses Gut zwar noch denselben Namen, ist aber bereits in anderen Händen.

Wenn überhaupt die südostdeutschen Laut- und Wortbestände des Pleiers Zugehörigkeit zu den österreichischen Dichtern dartun, so ist es dagegen sehr schwer, aus seinem mittelhochdeutschen Sprachschatze oder häufigsten Redensarten seine Zuständigkeit zu einer gewissen enger begränzten Landschaft wahrscheinlich zu machen, wie dieß heute bei mundartlichen Dichtern so leicht ist. Im Laufe von sechs Jahrhunderten hat bekanntlich das Mittelhochdeutsche und auch die Mundart namhafte Veränderungen erlitten, wenn auch letztere im Salzburgischen als einem

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Gebirgslande ziemlich viele Reste aus dem Mittelhochdeutschen bewahrt hat. Ohne diese Ueberbleibsel geradezu als landschaftliche Eigentümlichkeiten in Anspruch zu nehmen, sollen nur einige wenige Ausdrücke angeführt werden, die seit des Pleiers Zeit bis auf die Gegenwart ihre Bedeutung behalten haben.

Im Tandareis, 2130 f. kommen die Verse vor:

zwei hundert ritter unverzeit,
die der porten solden pflegen,
die heten strîtes sich bewegen
an ir zingel vor dem hamît.

An der bestandenen Zugbrücke oder Pforte des ehemaligen Schlosses Matsee im Lande Salzburg hat sich der Name „Hamed" erhalten, wie Herr Stiftsverwalter Radnitzky festgestellt hat. Die Oertlichkeit entspricht daher genau der vom Pleier angedeuteten und so mag dieser landschaftliche Ausdruck zur Erklärung des seltenen Wortes dienen.

In den Hochgebirgswäldern heißen die vom Sturm, durch Holzknechte oder Erdrutsche gefällten, oder durch den Borkenkäfer verdorrten und dann gestürzten Bäume „Ronen" oder „Ranen". Dem Pleier waren diese Verheerungen um so mehr bekannt, als im Salzburgerlande eine Menge Ortsnamen davon abgeleitet sind: Raneck, Ranbühel, Ranberg, Ranbach, und der Sammelname Ranach oder Ronach in Wald, Oberpinzgau, in der Kriml, im Murwinkel Lungaus, in Leogang, Glem, um St. Veit, Seekirchen, Eugendorf. Der Pleier schreibt, Tandareis 4260 und 4267

über ein ronen, diu waz grôz
spranc er von in in den walt

und

swer über die ronen wolde gân
den sluoc der unverzagte man.

Als der junge Tandareis die Königstochter Flordibel bei Tische bediente, wurde er so befangen, daß er sich in die Hand schnitt und „das bluot im die hant begoz".

der knabe wart von schame rot.
bediu mezzer unde brot
leite er balde von der hant,
in den geren er si want (die blutende Hand)
und îlte vür die tür zehant. 1075—1079.

Der „Uechsengern" am Hemde ist aber den Näherinnen auf dem Lande noch wohl bekannt.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Mit Land und Leuten, Orten und Bräuchen hatte also der Dichter eingehende Bekanntschaft, er war ein Einheimischer.

* * *

Nun wäre der Nachweis zu führen, daß der Pleier, dessen Geschlechtsnamen über seinen Ritterstand keinen Zweifel läßt, auch die dazu gehörigen Eigenschaften besaß. Da er bisher für einen Mann von niedriger Herkunft gegolten hat, so geht vielmehr aus seinen Dichtungen hervor, daß man ihm Unabhängigkeit, Kenntnis der französischen Sprache, Vertrautheit mit höfischer Sitte und dem Ritterwesen, Belesenheit in den Dichtungen seiner Vorgänger, endlich genaue Bekanntschaft mit dem Hof- und dem Minneleben zuschreiben muß und daß diese Eigenschaften zusammen doch wohl einen Mann von ritterlicher Bildung bezeichnen. Gehörte er nicht der von den Germanisten weniger beachteten Zeit der Nachblüte der ritterlichen Epik an und wäre die Zahl seiner „Bücher" nicht erst jüngst vervollständigt worden, so würde eine genauere Einsichtnahme in dieselben wohl manches Vorurteil verhindert haben.

Die unabhängige Stellung des Pleier erkennt man aus dem Umstande, daß er weder offen, noch versteckt irgend einem Königshofe, Herzoge oder Gönner huldigt, damit er ihm etwa Faß und Pfanne fülle, oder zu einem Roß und Lehen verhelfe. Er singt zwar das Lob des Königs Artus und der Helden und Frauen seiner Romane, aber diese leben nur in den Gefilden der Sage. Zum Meleranz hat ihn sein Freund Wîmar beraten, den man mißverständlich für seinen Herrn ausgab. Mit dem Tandareis huldigt er einer von ihm verehrten Frau:

Nû wil ich durch ein reines wîp
arbeiten sinne und lîp
mit dirre âventiure. 161—163.

Den Garel, sein gelnngenstes Werk, dichtete er „durch kurzewile", aus Lust zum poëtischen Schaffen und zum Vergnügen seiner Leser und verlangt dafür nur höflichen Dank.

Swâ nu höbſche liute ſîn,
die tuon ir zühte daran ſchîn,
daz ſi mit höbeſchlichen ſiten,
dem tihtär gelückes biten,
der das buoch getihtet hat. 21287—'91.

In der Beschreibung des Gürtels der Königin Tytomie kommt die lateinische Inschrift vor: (amor) dulcis labor und dieß führt auf die Sprachkenntnisse des Pleier. Er dentet:

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

daz sprichet, sô mir ist geseit,
»minne ist sueziu arbeit«. Meleranz, 603.

Daraus schließt Guppenberger, daß der Pleier „nicht einmal" lateinisch verstand. Das mag gelten. Wenn das Wort „geseit" nicht etwa des Reimes wegen gebraucht wird, so weist es darauf hin, daß der Dichter des Ritterwesens und der Minne keinen lateinischen oder klösterlichen Unterricht, sondern eine standesmäßige, ritterliche Bildung genoß, wozu das Latein nicht gehörte.

Für einen gebildeten Ritter in damaliger Zeit war es wohl selbstverständlich, daß er der (alt-)französischen Hofsprache mächtig war, oder sich wenigstens ihrer Kunstausdrücke und Redensarten richtig zu bedienen wußte. Im Waffen-, Turnier-, im ganzen Ritterwesen, nicht minder in der Kleidung der höheren Stände galten ja unsere Nachbarn jenseits des Rheines als Vorgänger und manigfache Lehrmeister. Daher sind auch zahlreiche Bezeichnungen ins Deutsche übergegangen und war die Sprachmengerei nicht viel weniger üblich, als heutigen Tages. In den Artus- und Ritterromanen, wozu die pleierschen gehören, begegnen uns nicht blos eine Menge altfranzösischer Worte für Kleider, Waffen und Ritterkämpfe, sondern eine ganz französische Welt von Männer-, Frauen-, erdichteten Länder- und Städtenamen. Eine Blumenlese aus den drei pleierschen Dichtungen versetzt uns vielleicht rascher in dieses fremdartige Klima, als eine umständliche Schilderung. Da finden wir die Worte:

poindre (Gewalt des Anrennens im Speerkampf),
rabin (Kampfbegierde),
hurt (Lanzenstoß),
buhurt (Scheinkampf mit Speeren),
puniren (mit dem Speere stechen),
puneiz (Stechkampf),
failiren „vaeliren", (das Ziel verfehlen),
trunzun (Speerstück),
storje (Ritterschar),
zimierde (cimier, Helmschmuck, auch auf die Waffenkleider übertragen),
geleischiret (laiches, mit Metallplatten belegtes Waffenkleid),
manikel (Handleder),
esquilier (Ritter),
barbigan (Torturm einer Veste),
fianze (Sicherheit, eidlich gegebenes Versprechen des Besiegten),
massenîe (Gesinde).

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

kurteis (höfisch),
vier = fier, (kühn,)
gefeitirt (festlich hergerichtet),
kastelan (spanisches Pferd, Ritterpferd überhaupt),
dann die Kleidernamen:
curſît (ein kurzer Rock der Männer),
suckenie (Ueberkleid der Frauen),
schapel (Kopfschmuck der Jungfrauen, chapelet),
amaſier (armoisin, Hemd aus Seidenstoff aus Südfrankreich, Armagnac),
spaldenier (eine Art Hemd unter der Rüstung),
hersenier (Schutzgitter für den Hals, herse),
tassel (Mantelschließe),
die Kleiderstoffe sind pliat, palmat, Seide, Samit, Zendal, Pfelle, Hermin, sie stammen zum Teil aus den fabelhaften Orten Triant, Tasmê, Azaguc, Salomandera, das Gold aus Arabê, oder dem Kaukesas — Erinnerungen an die romantischen Erzählungen aus den Kreuzzügen.

Von den vielen Männernamen, außer denen der Tafelrunder, nur einige:

Meliacanz, Eskilabon, Ekunaver, Godonas, Malloas, Liodarz, Teſchelarz, Tjofabier, Gilan, Kandalion, Dulcemar, Curſun, und der waliſische Cons Liſcheit viz Tinas.

Die Frauen heißen: Laudamie, Tytomie, Anfolê, Flordiane, Flordibel, Albigun, Anticonie, Duzabel, Cloudite, Claudine, Klaretſchanze.

Unter den Ländernamen sind die bekannten sämmtlich westeuropäische und weisen auf den Ausgangspunkt der Dichtungen hin. Kurnewal (Kornwales), Antſchowê (Anjou), Poitowê (Poitou), Schampanê, Prâwant, Jspâne, Provenz, Navarrenlant, Arragun, Portugal, Frankrich, Schottenland, Britanjen, Irlant. Wie unter den Männernamen gibt es auch zahlreiche erdichtete Ländernamen, und es ist bezeichnend, daß fast alle Abenteuer in solchen fabelhaften Gegenden sich ereignen: Iserterre, Anferre, Trefferin, Mermin, Emperuse, Karedonas, Kanadic, Lorgân, Naſſerân, Argentin, terre marveille u. ſ. w. Andere Ländernamen, wie: die wilde Chamarie, das blühende Tal, die wilden Berge, der schöne Wald, hat der Pleier wahrscheinlich in's Deutsche übersetzt, wie er dieß mit la ſalvaſch montan getan hat.

Altfranzösisches Gepräge tragen auch die Stadt- und Burgnamen: Belfortemunt, Terramunt, Flordemunt, Belamunt, Malmontan, Muntrogin, Poitirs, Pergalt und der Hungerturm Malmort.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Auch die Riesen führen eigene Namen: Ulion, Durkion, Margon, Malseron, Zirijon, Karabin, Karedoz, Ziridos, Purdan, Pulaz.

Ein Zwergenkönig heißt Albewin, ein kleines Hündlein petit criur (kleiner Schreier).

Hätte sich Pleier, angenommen, er sei des Französischen unkundig gewesen, die Abenteuer blos erzählen lassen oder selbe vollständig erfunden, so wären wohl viele der Turnierausdrücke oder Kleidernamen dabei verloren gegangen, und es hätte ihm die Nachahmung der Männer-, Frauen-, Riesen- und Städtenamen nicht so geglückt.

Wir haben aber schließlich sein Ritterwort, daß er die Mären aus dem Welschen oder Französischen übertragen habe. Er sagt im Meleranz ausdrücklich:

Nu hört ein frömdez märe,
daz hat der Pleiäre
von welschem getihtet
in tiutschen sin gerichtet
mit rîmen als er beste kan. 101 f.

und im Tandareis

Disiu vremde märe
hat der Bleiäre
von der welschen an die tiutsche brâht. 18304 f.

Wenn sich bis jetzt die „wälschen Mären" in der Ursprache nicht vorgefunden haben, so beraubt uns dieß zwar der Vergleichspunkte, berechtigt uns aber noch nicht, an ihrem einstigen Vorhandensein zu zweifeln. Es bleibt uns nur das Maß seiner Gewandtheit im Uebertragen und seiner dichterischen Erfindungsgabe im Dunkel.

Der Pleier ist so vollständig mit höfischer Sitte vertraut, daß man aus seinen Werken einen beinahe umfassenden Spiegel derselben für die damalige Zeit herstellen könnte. Da dieß hier ferne liegt, so seien nur einzelne Beispiele höflicher Handlungen und Redensarten beigebracht. Es darf nicht verwundern, wenn bei so vielen Anläßen dem Könige Artus die aufrichtigste Verehrung in Worten oder Werken dargebracht wird, wenn der Sieger im Zweikampf die Tapferkeit des Ueberwundenen rühmend anerkennt, oder die siegreichen Heerführer der Gemalin des besiegten Königs den feierlichen Empfangsbesuch in ihrem Zelte abstatten. Daß die „Junkherrelin" knieend die Frauen bei Tisch bedienen oder sich bei anderer Gelegenheit dazu aufgefordert sich nicht neben sie zu setzen getrauen, mag gewöhnliche Sitte gewesen sein. Daß sich aber der Pleier oft in höfischer Gesellschaft befunden habe, errät man aus seinen

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Beschreibungen von Hoffesten und Königshochzeiten, sowie aus vielen kleinen Zügen, wie daß dem hochgeehrten Ritter der Platz an dem Tische der Tochter des Wirtes angewiesen wird, diese sich mit ihm in demselben Gefäße die Hände wäscht und ihm vorschneidet und den Becher reicht, oder wenn die Ritter die ihr Gemach aufsuchende Dame „ein wenig vor die Saaltür" begleiten. Garel trägt dem mannhaften Fürsten Gilan, den er im Speer- und Schwertkampf bewältigte, „Gesellschaft", d. i. Waffenbrüderschaft an, die Gilan aber erst annimmt, als er seiner gegebenen Sicherheit, d. h. aus dem Gebot des Siegers entlassen ist und nun als Gleicher neben ihm steht. Mit geschickter Ausrede verschiebt Garel die Annahme der Hand Flordianens, die ihm als Siegespreis geworden ist. Und nicht ohne gewandte Höflichkeitsformeln lehnt Tandareis die Ansprüche zweier Bewerberinnen um seine Hand ab und erklärt dagegen mit zwei Worten seiner Amie, daß er sie erwält habe.

Die außerordentlich häufigen höflichen Redensarten, wie

ir solt gebieten über mich.
ir solt
meinen dienest immer hân.
wizzet sicherliche,
daz iu mîn dienest ist bereit.
ir sit mîn voget und min trost,
mit mir schaffet swaz ir welt
ir sult wizzen daz
daz ich âne allen haz
leiste gern iwer gebot.
ir habt so wol an mir getan
daz ich iu immer dienen sol.
swaz mir leides ie geschah
des habt ir mich ergetzet wol
daz ich vil gerne dienen sol.

und hundert ähnliche vergegenwärtigen den Gesprächston der Gesellschaft, die der Pleier schildert und der ihm selbst eigen gewesen sein muß. Es sind Redensarten, aus denen wir ersehen, wie alt unsere Empfehlungsformeln: Ihr gehorsamer, ergebenster, bereitwilligster, dankbarer Diener u. s. w., bereits sind. Es ist daher geradezu überraschend, wenn E. H. Maier und Guppenberger aus der bereits angeführten Stelle im Meleranz

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

mîn dienest sol im sîn bereit,
mit trewen al die wil ich lebe
— — — — — — — —
— — — — — — — —
swa ich var, ich wil doch sîn;
sîn getriuwer dienäre,

ein wirkliches Dienstverhältniß zwischen Wimar und Pleier erkennen wollen und einzig daraus auf den niederen Stand des Dichters schließen. Wie weit sie irrten, ersieht man aus dem Tandareis 10471, worin sich der Held mit denselben Worten als „Ritter und Dienestmann" der Maid Flordibel bekennt.

Da der Pleier vorzugsweise ein beschreibender Dichter ist, so kommt ihm dabei seine genaue Kenntniß des Ritterwesens, der Speer- und Schwertkämpfe zu statten. Bis zur Ermüduug wiederholen sich die Beschreibungen der Tagesordnung, Imbiße und Mahle. Wenn die Helden aufstehen und schlafen gehen, der Messe anwohnen, die Sitzordnung im Palas beim Mahle, die Getränke Moras, Claret und Wein, selten Meth, der Schlaftrunk, das Auskleiden der Gäste, ein Tanz nach dem Mahle, Tischreden werden gewissenhaft berichtet.

Noch umständlicher ist der Dichter in der Schilderung der Bewaffnung, der Einzelnkämpfe mit Speer und Schwert. Wir befinden uns bereits in der Blütezeit des Wappenwesens. Mit Genauigkeit beschreibt er Schilde, beschnittene und unbeschnittene Sperre, Kursit, Wappenkleid, Pferdedecke und nennt das „Iser" (die eiserne Decke des Pferdes) und die Farben der Pferde. Farben uud Figuren der Abzeichen an Helm und Schild, Kursit, Wappenkleid und Decke werden beschrieben, ja selbst die Farben der Speere nicht vergessen. „Poyen", eiserne Leibringe mit Ketten sind das Kennzeichen der Gefangenschaft und werden abgebildet statt anderer Abzeichen getragen. Gleichsam vor unsern Augen werden die Helden oft von „linder, blanker" Frauenhand bewaffnet, springen ohne Beihilfe des Stegreifes aufs Pferd, ergreifen Schild und Speer, nehmen Abschied, reiten mit „ufgeworfenem Speere" dem Gegner entgegen, legen den Speer ein und rennen mit „Rabin" zusammen. Ihr Ziel ist der Schildbuckel, die Mitte der vier „Nägel", mit denen er befestigt ist. Es splittern die Speere „daz die sprizen ufstuben und hoch uf gen den lüften flugen". Sie nehmen andere zur Hand, bis der Gegner gefällt, oder „speer lang", auch „flügelingen" hinter das Roß gesetzt wird. Andere Male ermüden die Roße nach vielen Tjosten (Einzelnrennen), die Ritter „erbeizen" (steigen ab), kämpfen mit dem Schwerte zu Fuß, treiben einander zurück

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

und vor, schirmen sich, verschonen sich nicht mit „ellenthaften" (aus aller Kraft geführten) Schlägen, „daß das Felt und der Walt erschal" und „Feuer aus den Helmen sprang". Oder sie unterlaufen das Schwert und „schwingen" den Gegner nieder. Zuweilen sind sie vom langen, unentschiedenen Kampfe so ermüdet, daß sie ausruhen, sich zusammensetzen, den Helm losbinden, das Hersenier lüften und sich Anträge machen, dann wieder den Waffengang erneuern, bis der Gegner den mit beiden Händen geführten Streichen erliegt und „Sicherheit leisten" muß, oder den Tod erwirbt. Während dieser Kämpfe, die auf dem Felde bei einer Linde stattfinden, schauen Männer und Frauen von den Zinnen, von den Burgfenstern zu und begleiten mit Wünschen oder ängstlichen Gebeten das harte Ringen. Der Sieger erhebt nun die Todtenklage um den Tapfern oder spricht dem Unwürdigen, Frechen das Urteil, daß er den Tod verdient habe.

Er reitet dann auf die Burg, steigt ab, wird von der bedrängten Frau entwaffnet, wäscht sich den „Iserram" (den Schmutz von der Eisenrüstung) ab, erhält prächtige Kleider, geht auf den Palas, wird mit Freuden empfangen, von der vorzüglichsten Frau geküßt und neben sie zum Mahle gesetzt. Die Anschaulichkeit der pleierschen Darstellungen erleichterte deren Vergegenwärtigung durch Maler.

Im Garel findet sich ein umfangreiches Schlachtgemälde in mehr als 3000 Versen. Garels Heer zählt 100.000 Streiter, in fünf Scharen zu je 20.000 Mann, das seines Gegners 200.000 Mann in sieben Scharen, von denen zwei zur Nachhilfe auf den gefährdeten Orten bestimmt sind. Die Schlacht ist ein vielfach sich wiederholender Einzelnkampf der ritterlichen Führer und ein bunter Scharenkampf der unter ihrem Befehle stehenden Heerhaufen, die in die Schlacht rücken; auch Gefechte der Vorhut und Nachhut spielen sich unter großen Blutvergießen ab. Die Entscheidung wird durch den Tod oder die schweren Wunden der Anführer, das Sinken der Bannerträger und die Vereinigung zweier Scharen des siegreichen Heeres gegen den letzten Widerstand herbeigeführt. Dagegen leiden die in den Chroniken dieser Zeiten erhaltenen Schlachtberichte an Unklarheit und Unvollständigkeit und stimmen nur im Allgemeinen überein, weil Bewaffnung und Kampfweise, Einzelnkampf und Scharenkampf überall dieselben sind. Deßhalb ist die Frage kaum zu bejahen, ob etwa die sehr mangelhaft geschilderte Marchfeldschlacht, die zu Pleiers Zeit vorfiel, dem Dichter zum Vorbilde seiner großen und wohl durchdachten Schlachtbeschreibung gedient habe. Vom Kriegswesen verstand der ritterliche Dichter jedenfalls weit mehr, als die Chronisten.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die Belesenheit Pleiers in den epischen Dichtungen seiner Vorgänger ist überhaupt ein Beweis seiner Vorliebe für diese Gattung dichterischer Erzeugnisse. Er gesteht offen, daß seine Schöpfungen an die Hartmanns und Wolframs nicht hinanreichen. An Bligger von Steinach erinnert seine Beschreibung des Badevorhanges der Königin Tytomie. Entlehnungen und Anklänge an Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Ulrich von Zatzikhofen und andere haben die Germanisten zugleich mit ihrer eigenen Belesenheit nachgewiesen. Ob die sittenrichterlichen Einleitungen in seinen Werken, deren eine zum Garel wahrscheinlich verloren gegangen ist, bereits der zu jener Zeit schon aufgetretenen Spruchdichtung zuzuschreiben wären, oder aber aus dem Charakter des Dichters besser zu erklären sind, mag unerörtert bleiben.

Man hat bemerkt, daß des Strickers Daniel von Blumental lange nicht den Beifall fand, den, nach allem zu schließen, Pleiers Dichtungen erwarben und die Ursache davon allerdings auch in der Mattigkeit der Erzählung Strickers, vorzüglich aber darin gesucht, daß darin die Minne zu wenig Anteil hat. In dieser Rücksicht ist der Pleier ihm weit überlegen. Im Meleranz heiraten zwei, im Tandareis drei, im Garel vier Paare, wobei freilich die Titelhelden und ihre Liebesverhältnisse hauptsächlich geschildert werden. In allen drei Romanen eröffnen königliche Fräulein, im Tandareis auch eine gräfliche „Maget" den Liebesverkehr. Dieß erklärt sich daraus, daß der Amis entweder noch nicht Ritter ist, oder erst ein berühmter Mann werden, durch Heldentaten Ruhm und zuletzt ein Königreich erwerben soll, oder endlich, daß er in Gefangenschaft schmachtet. Die Gemütszustände der Liebenden werden in öfteren Wiederholungen gleicher und ähnlicher Redensarten und durch Einführung der Minne als Person geschildert; solche Stellen machen den Eindruck der Unbehilflichkeit in der Darstellung geistiger Vorgänge, ja der Entlehnung aus andern Dichtern. Gewöhnlich sind die beiden Herzen verwechselt und wenn derlei Beteuerungen im Verkehr zweier Personen untereinander oft genug stattfinden, so sind sie doch dem Leser gegenüber vom Ueberfluß. Es fehlt nicht an Andeutungen jugendlicher Blödigkeit der „Junkherren"; selbst zu Rittern erwachsen kommen sie manchmal durch den Anblick oder selbst die Erinnerung an ihre Amien von Sinnen und müßen aus dieser Betäubung erweckt werden. Es fehlt nicht an naiven Geständnissen und Liebesbriefen, an gegenseitigen Geschenken von Ringen, Gürtel und Schapel zum Andenken. Drei Badescenen werden mit Zucht und nicht ohne Laune geschildert; am unterhaltendsten wären die Bewerbungen Claudinens, Antoniens und Flordibels um die Hand des einen Tandareis, wenn nicht

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

durch eine dreimalige Wiederholung ihrer Ansprüche die Erzählung verschleppt wüdre. Die Entführung Flordibels aus dem Hofe des Königs Artus führt zu einem Kriegszuge, der endlich durch einen zusammen berufenen Gerichtshof und den Reinigungseid der Entführten zum Austrag gelangt, aber der Versuch, über die Ansprüche der drei vorhin genannten Bewerberinnen auch durch einen Gerichtshof zu entscheiden, scheitert an deren wiederholten Einreden und endet mit den Erklärungen des Vielumworbenen. Um die Liebenswürdigkeit des Helden und sein treues Festhalten an der Herzenskönigin in das klare Licht zu stellen, treten Frauen auf, die sehr bald die Lust verraten ihn zum Manne zu nehmen, oder ihm wegen seiner Verdienste um sie Hand und Land antragen, oder gar als Preis für seine siegreiche Tapferkeit aufgestellt werden. Aber den Zwang und die herkömmlichen Uebereinkünfte unter den Großen des Lehenstaates, vielleicht auch die Ungelenkigkeit der Erfindungsgabe des Dichters erkennt man an den schließlichen Verheiratungen von Frauen, denen in der Erzählung die zweite oder dritte Rolle zugedacht ist, an Männer, die jenen früher unbekannt oder gleichgültig, ja widerwärtig waren, oder die sich durch das Verlangen sie zu besitzen, selbst zu Feindseligkeiten hatten hinreißen lassen.

Von Küssen macht der Pleier zwar oftmaligen Gebrauch, aber es sind stets Ehren- oder Dankesbezeugungen an Verwandte, hochberühmte Ritter und Erretter aus drängenden Gefahren und sie finden vor aller Augen, in voller Versammlung auf dem Palas, auch im Burghofe von der ersten Dame des Hauses, von der befreiten Königin, selten als Anerkennung wackeren Rittertums von der Amie statt.

* * *

Der Pleier ist kein tiefdenkender, oder auch nationaler Dichter. Obwohl sich in seinen Werken die Zeit spiegelt, so eröffnen sie doch keinen umfassenden Hintergrund, auf dem sich die erzählten Begebenheiten als darauf bezügliche Handlungen abhüben. Seine Dichtungen bewegen sich nur um die zwei Pole: Rittertum und Minne. Für seine Dichtungsweise gelten daher die Schranken der ritterlichen Epik überhaupt.

Den Heldendichtern, die neben den Minnesängern im 12. und 13. Jahrhundert auf dem deutschen Musenberg hausen, ist mit seltenen Ausnahmen die Bearbeitung ursprünglich britischer Sagen vom Könige Artus und der Tafelrunde gemeinsam. Durch die Franzosen neugestaltet, vermehrt und vermittelt wurden sie in kürzester Zeit über das europäische Mittelland verbreitet und eröffneten der Schaffungskraft der Dichter im Rahmen des Rittertums einen weiten Spielraum. Mit der geschichtlich-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

sagenhaften Gestalt des Königs Arthur oder Artus, seinem Hofleben und seinen Paladinen wurden eine Menge Abenteuer und Wundermären verknüpft. Ohne viel künstliche Verschlingung wurden sie aneinander gereiht, die Einheit der Dichtung nur durch die Person des Helden hergestellt und die Schlichtheit der Anlage durch Verherrlichung seiner Tugenden und Heldentaten, des Minnedienstes, der ritterlichen und liebenswürdigen Eigenschaften der Männer und Frauen zu bedecken gesucht. So entstand ein locker zusammenhängendes Epos, in dem der seltsame und wunderbare Verlauf die Neugier und Unterhaltung der Leser ernährte. Nüchterne Verstandesmenschen legen solche Erzählungen bei Seite und darum gerät auch mit dem Ausgange des Zeitalters der Hohenstaufen und während der Verwickelungen, der Standes- und Länderwirren des Zwischenreiches diese Dichtungsart in Abschlag und Vergessenheit.

Der Pleier eröffnet seine Dichtungen mit einem längeren Vorspruch, der seiner moralischen Richtung nach die Absicht andeuten soll, die jedem Werke zu Grunde liegt. Da aber die Dichter dieser Schule, mit Ausnahme Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg, der Entwicklung und Darstellung von Seelenzuständen nur noch wenig gewachsen sind, so finden wir auch im Pleier meist wiederkehrende, also typisch gewordene Charaktereigenschaften wirksam dargestellt, wie sie überhaupt dem Rittertum zuerkannt werden und ihre Beziehungen zum Vorspruch kaum erkennbar, woraus eben nur einförmige Charaktenbilder entstehen können.

Der Held der Erzählung kommt, ähnlich wie in andern Artusromanen, im Knabenalter an den Hof des Königs, um an diesem Brennpunkte guter Sitte und echten Rittertums seine Ausbildung zu erlangen. Die jungen Ritter, über die Artus bis zu ihrer selbständigen Festsetzung noch eine Art Oberherrlichkeit ausübt, begeben sich dann, um sich nicht zu „verliegen", oder von Artus verurteilt, oder um ihre ferne Amie aufzusuchen, auf Reisen und geraten da in die manigfaltigsten Abenteuer. Sie sind bereits im Minnedienst zu hochgebornen Fräulein, Königstöchtern oder Königinnen, vollbringen Heldentaten, gelangen zu hohen Ehren, werden endlich Könige und heiraten ihre treugeliebten Amien. So wurzelt der Kern unserer heutigen Romane, die Geschlechtsliebe, bereits in jenen französischen Bearbeitungen des Artussagenkreises.

Diese Ritter sind Verwandte des Königs Artus oder seiner Frau Ginevra (Jenover). Sie turniren oder buhurdiren an seinem Hofe, oder besuchen, unerkannt von den Abenteuern zurückkehrend, die Hoffeste, die regelmäßig zu Pfingsten stattfinden. Während ihrer Wanderungen stossen sie auf unbändige Burgherrn, grausame Könige, heidnische Riesen, die sie

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

bändigen oder im Zweikampfe tödten. Die Ueberwundenen müssen „Sicherheit“ leisten, d. h. an Eidesstatt versprechen, sich in den Willen des Siegers zu ergeben. Sie werden zum Könige Artus, an die Amie, oder an die von jenen gefährdete Königin entsendet, die über ihr Schicksal entscheiden. Ganze Scharen befreiter Gefangener reiten zu Hofe, um vor dem Könige oder der Amie von der Tapferkeit und dem Edelmute ihres Befreiers Zeugniß zu geben. In ritterlicher Treue halten die Ueberwundenen ihren Eid und stellen sich, ihr Land und ihren Dienst zur Verfügung dessen oder derer, an die sie gewiesen sind, und die davon nur mäßigen Gebrauch machen. Wir werden gewahr, wie die Rohheit des Heroenzeitalters überwunden ist, denn der echte Ritter geht nicht auf Länderraub aus; er trit zwar in den Besitz der im Zweikampf Getödteten und bemächtigt sich des beim Tjost ledig gewordenen Pferdes, aber die Schätze der Niedergeworfenen teilt er mit freigebiger Hand aus. Einen kurzen Begriff der Königs- und Ritterpflichten gibt König Dulcemar seinem Sohne Meleranz (12611—12638):

— — — — — — — —
ſit milde und wol gemuot,
ſwaz ir geſprecht daz lât wâr.
beide ſtille und offenbâr
ſult ir got von herzen minnen
von allen iuwern ſinnen.
ſit guot rihtäre,
den armen benemt ir ſwäre.
iuwern liuten den ſit helfe rich
— — — — — — — —
ſit beſcheiden in allen dingen.

Der echte Ritter rühmt sich nie seiner Großtaten; oft viel später erfährt seine Umgebung, daß er einer bedrängten Königin ihr Land befreit, daß er selbst Herr eines Reiches geworden sei. Unzählige Male gedenkt der Pleier der Ehrbarkeit in Reden und Handlungen, der „Zuht“ an Männern und Frauen. Es wird uns eine Zeit vor Augen gestellt, auf welche das Christentum und die Marienverehrung bereits ihre Wirksamkeit ausüben. Diese sittigende Kraft beeinträchtigt aber die Mannhaftigkeit und Tapferkeit nicht; sie ist die vorbildliche Form des noch nicht entarteten Rittertums. Die Frauen sind schön, treu, der Minnedienst ist frei von Liebelei, man dient ihnen nicht blos durch höfische Zucht, sondern durch mannhafte Unternehmungen, deren Ausgang ihren Preis verdient, sie werden erworben durch eine Reihe von Heldentaten.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Zu den Mitteln, der Erzählung den Reiz der Neuheit zu verschaffen, gehörte den Dichtern dieser Schule außer der Steigerung der Eigenschaften der Helden auch die Verlegung der Abenteuer in unbekannte Länder, die Einführung von Riesen, Zwergen und heidnischen Königen, die Einflechtung von mancherlei Sonderbarkeiten, der Sterndeuterei, wunderbarer Waffen, Edelsteine und kostbarer Kleider aus weit entlegenen Orten mit mißverstandenen oder fabelhaften Namen. Diese Arten von Aberglauben wurden hauptsächlich verbreitet durch die wundervollen Erzählungen vom Morgenlande während und nach den Kreuzzügen, zum Theil sind sie schon in dem walisischen Mabinogion, die Hauptquelle dieser Dichtungen, begründet. Einige Beispiele dürften genügen.

Als die Königstochter Flordibel aus Indiâ zuerst vor König Artus erscheint, reitet sie auf einem „harmblanken" Pferde, dessen Mähne und Zagel so haltbar gefärbt sind, daß die Farbe „von nihte abegie". An dessen Zaum und „vürbüege" (Brustriemen?) hingen Schellen, die wie eine Nachtigall, Haubenlerche, Amsel, Drossel und Zeisig erklangen, so daß sie alle zur Freude stimmten. Das Hündlein petit criur hatte ein „zünel" angehängt, dessen Klang alle Trauer vertrieb und guten Mut verschaffte. Als Meleranz vom Fergen über den Fluß gesetzt wird, bläst dieser in ein Horn, daß es auf der entfernten Burg gehört wird. Im Garel hält Eskilabon ein Blumengehäge. Wer die Blumen bricht, muß mit dem Burgherrn „Ritterschaft pflegen" (kämpfen). Ein Sperber fliegt nach der Burg und benachrichtigt ihn von dem begangenen Frevel. Die junge Königin Tytomie erfährt die Ankunft des Meleranz von ihrer Aja oder „Meisterinn", die es in den Sternen gelesen hat. Diese Königin besitzt auf einem Anger im Walde unter einer Linde ein Bad, zu welchem in Marmorröhren warmes und kaltes Wasser aus dem Gestein herbeilief. Die Badebottich war von Aloeholz aus dem Kaukasus und mit Goldreifen gebunden. Auf dem Umhang des Bades waren Paris und Helena und die Schicksale des Aeneas eingenäht. In diesem Bade erwartet die Königin die Ankunft des Meleranz. Im Lande der „schönen Wilde" bringen Zwerge der Königin täglich „Imbiz" und Mahl und versorgen sie mit Kleidern und allem, was sie sonst bedarf. Die Riesen sind entweder grausame, blutdürstige Ungetüme, die außer ihrer Rüstung lange Stahlstangen tragen, als Räuber einem Burgherrn dienen, oder Klausen bewachen, oder es sind gutgeartete, an Gott glaubende Menschen, die Botendienste verrichten, mit Wundersalben Wunden heilen und sich wie Ritter schlagen. Im Lande des Königs Ekunaver ist ein Furt im Fluße. In demselben steht ein erzgegossener Löwe mit einem Paniere im Rachen. Zieht man

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

es heraus, so erfolgt ein solch Getöse „daz man es hört wol raste breit", und daß der dabei Stehende, wenn er nicht rasch entflieht, sein Leben verliert. Nachdem Garel den Riesen Purdan und dessen Weib Fidegart getödtet, erscheint der befreite Zwergenkönig Albewin, läßt Speise und Trank bringen und verschafft ihm ein Pferd. Der Zwergenkönig schenkt ihm einen Ring mit einem Stein aus dem Euphrat, der zwölf Männer Stärke verleiht, und ein Schwert, das Stein und Stahl schneidet. Das Ungeheuer „Vulgan", halb Mensch, halb Roß, trägt einen Schild, an dem das schreckliche Haupt befestigt ist, dessen Anblick jeden Menschen tödtet. Davon ist drei Tagereisen ringsum das Land menschenleer. Die Zwerge belauschen den Vulgan, verstecken den Schild im Walde und erleichtern dadurch dessen Erlegung durch Garel. Das Ungeheuer hat eine blaue, ganz unverletzbare Fischhaut auf dem Leibe, welche der Zwergenkönig zum Ueberzug über Helm, Harnisch und Schild für den König Garel verwendet. Der Zwergenkönig wird Freund des Garel und in dessen Abwesenheit Berater der Königin. Er erscheint und entfernt sich mit seinen Gesellen ungesehen, denn sie tragen Tarnkappen, wie in der deutschen Sage.

* * *

Zum Schluße sei erlaubt, auf zwei Eigentümlichkeiten des Pleier aufmerksam zu machen, die bei andern gleichzeitigen Dichtern nur zufällig beobachtet werden, bei ihm aber eine solche Häufigkeit und Nachhaltigkeit zeigen, daß sie erwähnt zu werden verdienen.

Die Menge kurzer Segensprüche bei Ankunft und Abschied, am Morgen und Abend, vor und nach Kämpfen und Abenteuern, die kirchlichen Segnungen am Ende der Messe oder des „Amtes", über Schwerter beim Ritterschlage, Brautpaare, den in den Krieg ziehenden Garel, die Stiftung eines Klosters auf dem Schlachtfelde, überhaupt die Gottergebenheit der handelnden Hauptpersonen könnten uns heutigen Tages auf die Vermutung führen, der Dichter sei wohl ein Geistlicher gewesen. Da jedoch die auf die Verherrlichung des Ritter- und Minnedienstes ausgehende Richtung dagegen spricht, so müssen wir ihn für einen kirchlich erzogenen Laien halten, dem die frommen Redensarten deshalb so geläufig waren, weil sie in dem geistlichen Hochstifte, seinem Vaterlande, alltäglich vorkamen. Irre ich nicht völlig, so schreibt sich die Meinung in Norddeutschland, daß man den Salzburger an seinem „Grüß Gott!" und „Behüt Gott!" erkenne, von dem an den ausgewanderten Salzburgern beobachteten Gebrauch dieser Worte her. Ganz ähnlich lauten im Pleier die Segenswünsche:

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

herre, nu ſît got wilkomen. Garel 8546.
vor aller nôt
müez dich got vil wol hewaren. Mel. 1565.
vor aller nôt
müez iuch got behüeten. Mel. 8061,
ich wil befelhen got
iwer lîp und iwer êre. Tand. 17202,
got müeze iuwer êren pflegen. Mel. 8946. Tand. 17277.
nu beſchirme iu got vor aller nôt, Tand. 5506.
ſagt an durch got, wâ welt ir hin? Garel 8058.

Die Ritter ſtellen den Ausgang ihrer Abenteuer Gott anheim, in den Geſchicken ihrer Angehörigen waltet Gottes Finger.

got müeze unſers heiles pflegen,
der lat uns nit underwegen.
wil er dem rehte bigeſtân,
ſo kan uns nimmer miſſegân. Mel. 8017.

ich ſol behalten wol min leben.
wil mir got genädic ſin, Garel 8082.

ſit mich got ſô geêret hat,
daz ich hie erlöſet hân
bediu vrowen unde man. Tand. 7488.

ich getrowe des ſîner guete wol,
er laze mir nicht miſſegân,
— — — — —
got müeze mines heiles ruochen (achten, gnädig ſein)
Garel 2626.
got mir das gelücke geb
daz ſi (die Königiu) vor leid iht ſterbe. Garel 16270.

Mitten im Kampfe gewinnt der Ritter durch Anrufung Gottes, durch das Gebet der bedrängten Frau neue Kraft:

gên gote ſach der wigant
und ſprâch vil herzeliche
»herre got von himelriche
behüete und bewar mich!« Tand. 6804 f.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Als ihr Ritter im Kampfe zurückweicht, fleht die Königin von Karedonas zu Gott:

ir hende si gên himel bôt.
si sprach »herre vater, mîn nôt
di lâz dir geklaget sîn
gib hiute kraft dem kempfen min.
— — — — — Mel. 8341.

und nun treibt Meleranz den Gegner zurück.

An den Kampftagen mit König Libers von Lorgân und seinen Rittern verrichtet Meleranz sein Morgengebet:

er stuont uf und gienc sâ
von den liuten dâ in niemen sach.
gên got er sîn gebet sprach
und flêhte in vil sêre,
daz er im lîp und êre
behuete und sîn geruoche pflegen. 9644 f.

Während die andern epischen Dichter vorzüglich die höhere Gesellschaft ins Auge faßen, berücksichtigt der Pleier auch das niedere Volk, er hat ein Auge für das Geschick der Gefolgsmannen, das Loos der Gefangenen, er freut sich an dem herzlichen Verhältnisse zwischen Herrn und Dienern, der Anteilnahme des Volkes an dem Glücke der Fürsten.

So wünscht das Volk, daß Meleranz die Königin Dulceflor zur Frau nehme, 8902, der gleiche Wunsch wird in Tandareis, 9951, zu Gunsten der Königin Albiun laut.

Eine allgemeine Freude erweckt die Hochzeit des Garel mit der Königin Laudamie, 9038. Beider Regierung wird von den Leuten belobt, 21276. Dem von seinem Vater erhaltenen Lehren folgt Meleranz, außer der Gottesminne wird auch dessen Nächstenliebe hervorgehoben:

armer liute swäre
buozt der tugendhafte man, 12824.

Dem Tandareis danken die befreiten Zwerge:

sie dankten im, wart mir gesaget
daz er sie lôst von Kurione,
sie sprachen »herr wir mugen nû schône
vrölich nach unserm willen leben, 9975 f.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Im Tandareis 7099 ff. findet der Ritter die Gefangenen verwarlost, im Unrat, mit zerlumpten Kleidern. Er

hiez îr schône nemen wâr,

läßt sie speisen, schön bekleiden und gibt ihnen Pferde zur Heimreise.

Als unter den Gefangenen ein Knappe seinen Herrn erkannt, sagt er seinen Gesellen:

wir mügen wol ganzer vrôuden jehen,
ich hân den herren min gesehen,
der hat uns hie von nôt erlôst,
der gît uns helfe unde trôst
wir suln nimmer trûric wesen. 7167 f.

Die befreiten Knappen eilen nun zu ihrem Herrn, der ihretwegen die Kämpfe mit den drei Riesen und dem Burgherrn Karedoz bestanden hat.

sîn kint, die er von lande
vuorte ân alle schande,
sich weinent an in hiengen,
sîn knaben umbeviengen
ir herren unde waren vrô. 7183 f.

Gerührt drückt Tandareis seine Freude über das Wiedersehen aus:

auch kuste er die getriwen dô
mit wazzerrichen ougen.
er sprach: dêst ane lougen
mir kunde lieber nicht geschehen,
sît ich iuch lebendic hân gesehen,
daran hat got vil wol getan. 7188 f.

Mögen nun derartige Züge blos aus der Gemütsart des Dichters selbst zu erklären, oder, was wahrscheinlicher ist, überhaupt mit dem Volksleben seines Landes verwachsen sein, in beiden Fällen verraten sie einen nicht blos poetisch erdachten Kulturzustand. Sie dürfen uns als Ausdruck der Volksseele gelten, wenn dieses Wort gestattet ist, als Anzeichen gesellschaftlicher Stimmung zwischen Hohen und Niedrigen, die uns anmutet, als Merkmale eines Sittenzustandes patriarchalischer Biederkeit, von dem das Lob des Lebens unter dem Krummstabe ausgegangen ist

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 1893

Band/Volume: 33

Autor(en)/Author(s): Zillner Franz Valentin

Artikel/Article: Ein salzburgischer dichter des 13. Jahrhunderts. 1-26